



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

nachzuholen. Um diese eigentlichen Lehrstunden suchte ich mich nun herumzudrücken, indem ich allerlei Entschuldigungen vorbrachte, auch mir wohl selber einen Entschuldigungszettel schrieb. In der Zeitung, die der Onkel las, veröffentlichte zuweilen eine Lehrerin ihre Schulerfahrungen, allerlei kurzweilige Dinge, insbesondre auch komische Entschuldigungszettel, durch deren Mitteilung allerdings der Respekt vor den Eltern nicht gerade gefördert wurde. Dies regte mich an, auch meinerseits eine Schnurre fertig zu bringen, und zwar zunächst auf Kosten meiner Tante, nachher kühner geworden ließ ich auch Bauer selbst närrisches Zeug schreiben. Damit hatte ich mich einer Dummheit schuldig gemacht; der Lehrer wurde aufmerksam und legte mein Geschreibsel dem Onkel vor, der darüber aufs höchste aufgebracht wurde, nicht so sehr, weil ich gelogen und gefälscht hatte, sondern weil ich ihn in den Augen seiner Mitmenschen verächtlich gemacht habe, als wäre er ein dummer, einfältiger Mensch und nicht der kluge, weltgewandte Felix Bauer. Am andern Tage, nachdem ich am Abend von dem Onkel mißhandelt worden war, nahm mich auch der Lehrer vor. Die fortgesetzte Prügelei hatte mich aber allmählich in solche Wut und Verzweiflung gebracht, daß ich mich zur Wehr setzte und den Lehrer in die Hand biß. Die Folge war, daß ich halb totgeschlagen wurde. Dann als ich fast bewußtlos und im ganzen Gesicht blutend auf der Bank lag, verging meines Lehrers Zorn schnell. Er redete mir verständig zu und sprach auch mit meinem Onkel, sodaß über die Geschichte nichts weiter verlautete. Seitdem war ich Lust in der Schule, ich konnte kommen oder fernbleiben, es war alles einerlei. Ich war ein von allen aufgegebenner Mensch, ich hatte außer der kleinen Martha niemand, der mich liebte. Ich wäre auf Selbstmordgedanken gekommen, wenn nicht meine Schulentlassung so nahe gewesen wäre. Dahinter lag wie ein schönes fernes freies Land das Leben. Das wollte ich doch erst noch versuchen, der Traum des jungen Herzens, der die Seele füllt, wie zauberhafter Mondschein den tiefen See, wartete noch auf seine Erfüllung. So besuchte ich in der letzten Zeit, obwohl lange keiner nach mir fragte, den Unterricht fleißig und brachte es schließlich dahin, daß ich wieder zu Ehren kam.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Nemo enim illic vitia ridet. Im neunzehnten Kapitel der Germania rühmt Tacitus mit diesen Worten den Ernst, mit dem die Germanen sittliche Fehler beurteilten. Wenig hat sich unser Volk von diesem Ernste bewahrt, der auf der unbewußten Sorge um die Erhaltung der Volkskraft beruht. Und auch für diesen Rest muß man fürchten, wenn man aus den Bierzeitungen der Gymnasiasten sieht, wie weit ein Teil unsrer Jugend es schon im verständnisvollen Belachen von Schamlosigkeiten gebracht hat. Fast scheint es, als solle gerade in unsern Tagen der schönste Zug des deutschen Volkscharakters, die Achtung vor den Frauen, aus dem Geistes-, Sinnes- und Sittenerbe verschwinden, das wir nach Fichtes Lehren nicht geschmälert, sondern vermehrt und veredelt den kommenden deutschen Geschlechtern übergeben sollen.

Ein sächsischer Mittelschullehrer hat vor einem Jahre in den Grenzboten diese betäubende Erscheinung und ihre Ursachen beleuchtet und Vorschläge zur Heilung des Übels gemacht. Unter anderm wünschte er, daß die Polizei Postkarten mit unzüchtigen Darstellungen und ähnliche Dinge aus den Schaufenstern entferne, und daß die obersten Schulbehörden der deutschen Bundesstaaten von den besprochenen Vorkommnissen recht genau Notiz nähmen und den tiefern Ursachen nachforschten. Seine Ausführungen und Vorschläge scheinen jedoch keine Beachtung gefunden zu haben, denn auf meinen Wanderungen durch die lichten Straßen Münchens sah ich

heuer die von ihm gerügten Schäden, die er in sächsischen Städten kaum gleich stark entwickelt gefunden haben dürfte, nicht schwinden sondern wachsen.

Ich lasse hier meine leider ganz müheelos gemachten Beobachtungen folgen, die eine dringende Mahnung zum Einschreiten enthalten.

Ein großer Teil der Milchläden Münchens zeigt sich in anheimelndem Schmutz. Im Schaufenster steht vor einem Kesselstock meist eine bunt getönte plastische Gruppe: eine Sennerin im Stallanzug und eine Kuh. Ein Körbchen mit Semmeln und ein brauner Napftuch, ein Gugelhopf, vervollständigen das freundliche Bild. Leider wird seine Anmut sehr oft durch einen seltsamen Rahmen entstellt. In vielen dieser Milchläden sind an den Ranken des Kesselstocks oder an der Scheibe der Auslage die neuesten Nummern illustrierter Witzblätter befestigt. Was an Wochenschriften mit pikantem Inhalt in Deutschland erscheint, ist hier zu finden. Meist sind es Frauen, die diese Milchläden innehaben. Genügt ihnen auch der bescheidene Gewinn aus ihrem Kleinhandel zum eignen Auskommen oder auch zum Ernähren einer kleinen Familie, so ist ihnen doch der mühevolle Verdienst, den der Vertrieb der Witzblätter gewährt, sehr willkommen. So finden in ihnen die Verleger und Kolporteurs dieser Wochenschriften willige Organe zur Verbreitung ihres literarischen Giftes, deren Urteilskraft zu gering ist, als daß sie ihr Gewissen wecken könnte.

Der Milchladen ist ein Sammelpunkt der weiblichen Dienstboten und im Haushalte helfenden Familienglieder der Nachbarschaft; die Milch wird von Mädchen, die noch nicht oder erst seit kurzem der Schule entwachsen sind, ausgetragen; nicht selten verwendet die Inhaberin des Geschäfts auch ihre eignen Kinder als leichtfüßige Helfer; bisweilen trinkt ein bleicher Gymnasiast an der Quelle ein Glas frischer Milch: so rinnt aus diesen Läden neben dem reinsten, mildesten Nahrungsmittel, den die Natur spendet, ein trüber Giftstrom durch hundert Adern ins Volk.

Außer diesen Milchläden und den gleich ihnen mit einer Menge kleiner Haushaltungen in regem Verkehr stehenden Kolonialwarenhandlungen wird kein Geschäft mehr von dem Schülervölkchen besucht als der Buchbinderladen. Diese Geschäfte liegen meist in der Nähe der Schulhäuser, der Stätten, wo ihre Waren am stärksten verbraucht werden. Trotzdem prangen auch sie im bunten Schmucke des Witzblättergifts! Meist sind ihre Türen damit umrahmt, einmal sah ich einen Schulranzen mit dem „Simplicissimus“ und der „Auster“, dem neuesten Witzblatte dieser Richtung, beklebt. Ansichtskarten aller Art, bis herab zu den Lichtdruckbildern von Halbweltchönheiten und Tingeltangelzenen, sind in überreicher Fülle im Schaufenster ausgebreitet. So genießen Schüler und Schülerinnen in Läden, wo sie vom sechsten bis zum achtzehnten Jahre ihre Schreibmaterialien holen, den allerverderblichsten Anschauungsunterricht.

Was in diesen Läden an Witzblättern feilgeboten wird, steht künstlerisch und literarisch nicht gleich hoch und moralisch nicht gleich tief. Aber in ihrer zerstörenden Wirkung sind diese Zeitschriften einander gleich. Schade, daß Blätter wie die „Jugend“ und der „Simplicissimus“ mit kunst- und geistlosem Schund, wie dem „Satyr“ und den „Grazien“, aus dem Milchladen in die Hände von kleinen Leuten und jungen Menschen gelangen, wo sie infolge ihres nur für geistig und ästhetisch Mündige ungefährlichen Moulinsrougetons ebenso zerstörend wirken, wie ihre schmutzigen Ladengenossen. Was sie an Satire bringen, wirkt in den Kreisen, wohin sie vom Milchladen aus dringen, nicht als Satire, sondern als Äpfel vom Baume der Erkenntnis, als den Nachahmungstrieb und die Neugier weckende Kunde von Verirrungen und Fehlern, die — in Bild und Wort meist weit über dem Leser stehenden Gesellschaftsschichten und Altersklassen beigemessen — als Vorbild, nicht als Warnung dienen, im besten Falle Ideale zertrümmern. So weit der Abstand ist, der die „Jugend“ und den „Simplicissimus“ in künstlerischer und literarischer Beziehung von den neben ihnen feilgebotenen Witzblättern trennt, so groß sind die Wertunterschiede, die sich in ihrem eignen Inhalt finden. Aber das Schlechte überwiegt. Was einige Mitarbeiter an Geist und Schönheit hineintragen, verbleicht und verzischt in einer trüben, schalen Flut.

Schade um die fruchtlos bleibenden nationalen Äußerungen der „Jugend,“ die eine Nummer mit einer Verherrlichung des Heldentodes der Italisbefähigung schmückt und durch einen Künstlerscherz, einen weiblichen, mit einer Federboa drapierten Akt, entstellt, die im Titelblatt die deutsche Kokarde sinnvoll feiert und als Schlußbild eine Kokotte von der Hand eines Franzosen bietet, die der bayerischen Artillerie zu ihrem dreihundertjährigen Jubiläum ein prächtiges Titelblatt widmet und in dem mit dem Texte untrennbar verbundenen Inseratenteil nicht weniger als fünfzehn Angebote pornographischer „Literatur“ und „Kunst“ bringt. Im Kampfe gegen den Partikularismus und die Herrschsucht des bayerischen Zentrums hat sich die „Jugend“ Verdienste erworben. Um so tiefer muß man bedauern, daß sie ihre politische Satire durch ihren undeutschen Metrierton schwächt. Denn ihr nicht-politischer Inhalt gibt den von ihrer politischen Satire Betroffenen hundertfältigen Anlaß, denen, die mit ihr in vaterländischen Angelegenheiten eines Sinnes sind, auch im übrigen gleiche Anschauungen und — mit einem hämischen Seitenblick auf die Gallizismen des Blattes — moralische Wertlosigkeit vorzuwerfen. Und dabei scheint das Blatt in dem Wahne befangen zu sein, daß es sich für den Familientisch oder gar für die Kinderstube eigne. Als ich neulich die Nummer 33 des laufenden Jahrgangs durchsah, fand ich folgendes „Kindermund“ überschriebne Geschichtchen: Die kleine Agnes besieht die neueste Nummer der „Jugend,“ worin einige künstlerische, unbefleckte Figuren abgebildet sind. Sie sagt leise zur Mama: „Komm, wir wollen rasch die »Jugend« vor der Großmama verstecken.“

Ich bin mit der Großmama insofern einer Ansicht, als ich in der „Jugend“ nicht ein für die Familie geeignetes, sondern am besten in Kaffeehäuser und Ateliers passendes Blatt sehe. Als ich mich von der vernichtenden Kritik meiner rückständigen Anschauung erholt hatte, blätterte ich weiter und fand neben dem von einem Künstler mit ungarischem Namen gezeichneten Bilde einer derben Tangel-schönheit ein Gedicht „Was die Chansonette singt.“ — Davon lautet die erste Strophe:

Hei — wer bin ich?! — Schaut mich an,
Wie ich vor Euch steh'!
Hört! —: Ich bin kein Hampelmann,
Bin auch keine Fee;
Nein — ich bin so'n Mittelding
Zwischen Braut und Frau,
Pfeif auf Standesamt und Ring — —
Nun wißt Ihr's genau! Zuß!

Die rührende Unbefangenheit der kleinen Agnes hatte so läuternd auf meine Anschauungen gewirkt, daß ich mir dachte: Wenn die vorurteilsfreie Mama der Kleinen diese neueste Nummer der „Jugend“ „besieht,“ wird sie sicher ihr Töchterchen das Lied der Chansonette für Papas Geburtstag auswendig lernen lassen. Wenn nicht, wird sicher das Kind selbst das schöne Gedicht in seinem Bilderbuch entdecken und die Mama mit dem Vortrag des Chansonettenlieds an ihrem Geburtstage überraschen, wenn erst die altmodische Großmama mit einer kindlichen Blumen-gabe und altmodischen Worten der Liebe ihrer modernen Tochter gratuliert hat und abgetreten ist. Vater und Mutter eines solchen Töchterchens werden gewiß imstande sein, das talentvolle Kind in der zu dem Gedichte passenden Mimik zu unterweisen.

Wie stellt sich die „Jugend“ die Zukunft eines Volkes vor, dessen Kinder ein mit französischem Zynismus illustriertes Witzblatt als Bilderbuch benutzen und im Bilderbuchalter reine und unreine Schönheit unbefangen genießend sich über die Brüderie ihrer Großmütter erheben?

Das ridere vitia, das bei der „Jugend“ der Anmut nicht ganz entbehrt, wird beim „Simplicissimus“ zum gellenden Satyrnachen, das nur von einer lächerlich hochmütigen, international gefärbten Kritik aller Staatseinrichtungen und gelegentlich von Sentimentalitäten unterbrochen wird.

Eine sympathische Erscheinung unter den künstlerischen Mitarbeitern dieses

Blattes ist ein genialer Militärmaler, Eduard Thöny, dessen Stift eigensinnig der Natur so nahe bleibt, daß man viele seiner Gebilde nur wenig entstellte Typen nennen und sich der aus ihnen immer noch hervorleuchtenden Tüchtigkeit unsers Heeres manchmal freuen kann. Fällt allerdings der Blick auf die unter dem Bilde stehenden zynischen, dummen oder rohen Bemerkungen, die den dargestellten oft prächtigen Soldatentypen in den Mund gelegt werden, so ist's mit der Freude vorbei. Ein andrer Mitarbeiter, Wilhelm Schulz, trifft mit Stift und Wort manchmal glücklich den Ton des Volkslieds. Auch sonst geht lyrische Form- und Gedankenschönheit bisweilen im Sumpfe verloren. Denn Sumpf ist der Rest. Ein Mitarbeiter gibt mit Geist und großer künstlerischer Kraft den fremdartig widerlichen, oft körperlichen Ekel erregenden Gestalten seiner semitischen Phantasie Form und Stimme zu einer feindseligen Kritik unsers Kaisers, unsrer Staatseinrichtungen und gesellschaftlichen Zustände. Lebte Heinrich Heine heute, und wäre aus ihm ein Maler geworden, er müßte zeichnen wie sein Namensvetter Thomas Theodor. Eine andre Stütze des *Simplicissimus*, Ferdinand Freiherr von Reznicek, ist unübertrefflich in der Darstellung des Matschakerls, des Münchner Gegenstücks zur Pariser Grisetette. Dazu kommt ein Inseratenteil, der größtenteils auf die Bedürfnisse verkommener Lebemänner berechnet ist und mit seinen Verheißungen den Text und die Bilder des Blattes ergänzt. Welcher Mensch von gutem Willen und gutem Geschmack hat je mit innerm Gewinn Blätter wie die „Jugend“ und den „*Simplicissimus*“ durchgesehen? Was haben die beiden Blätter dem Volke, in dessen Sprache sie erscheinen, genützt? Ihre Saat geht in dem ausschweifenden Treiben des Münchner Karnevals und in der erschreckenden Frühreife und Verkommenheit der Jugend auf. Was in den Grenzboten im vorigen Jahre über die Verzeitungen der Gymnasiasten berichtet wurde, ist nur zu wahr. Eine widerliche Probe genügt, jeden optimistischen Zweifel zu beseitigen: die Kneipzeitung einer im Jahre 1902 aufgehobnen Münchner Gymnasiastenverbindung definierte die Liebe beim weiblichen Geschlecht als ein Herzgeschwür, das durch einen physiologischen Akt geöffnet werden müsse! — Wie haben diese Jünglinge verlernt, errötend den Spuren ihrer Liebe zu folgen! Was ist in ihrem Gefühlsleben noch deutsch? Ihre Lehrmeister, denen sie an Zynismus überlegen sind, waren die Blätter, die sie Mutter und Schwester verachten lehrten, die an der Zerrüttung germanischer Kraft arbeiten, als stünden sie im Solde des Auslands.

Das enthusiastische Lob, das Ausländer dem „*Simplicissimus*“ spenden (in Nummer 5 des 6. Jahrgangs des „*Simplicissimus*“), bestärkt mich in diesem Urteil. Kann man begeisterter loben als Björnsterne Björnson: „Wir, die wir die größte Gefahr unserer Zeit hassen und fürchten, die Servilität und Heuchelei unter dem Schutze des Militarismus und des Bureaukratismus und über dem ganzen die segnenden Hände des Alexikalismus — wir lieben den kleinen, tapfern Soldaten, der so munter für eine freiere und glücklichere Menschheit kämpft, wir bewundern seinen Mut und sein Talent“ —? Kann man leichtgläubiger Übertreibung für Wahrheit nehmen als Leo Tolstoi, der zu den vielen Verdiensten des *Simplicissimus* „das große“ zählt, „daß er nicht lügt,“ und in diesem Witzblatte „die wichtigste und kostbarste Quelle“ für die Kulturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts sieht, „welche dem Historiker des 22. oder 23. Jahrhunderts ermöglicht, nicht nur den Zustand der heutigen Gesellschaft kennen zu lernen, sondern auch die Glaubwürdigkeit aller übrigen Quellen zu prüfen“ —? Und kann man mit behaglichem Schmunkeln anerkennen, daß ein Blatt im jungen, waffenmächtigen Nachbarreiche eifrig bemüht ist, sein eignes Vaterland zu schwächen, als der wohl nicht nur französisch sprechende, sondern auch französisch denkende Belgier Constantin Meunier, wenn er dem *Simplicissimus* schreibt: „... ich bedaure lebhaft, daß meine Unkenntnis der deutschen Sprache mir nicht gestattet den Text zu lesen — aber ich werde mir denselben übersetzen lassen. Aber Ihre Zeichnungen sind wunderbar; bei einem Ihrer Künstler besonders glaube ich Steinlen's Art zu erkennen. Und dann wieviel Charakter in jenen anderen düsteren, unheimlichen Zeichnungen! Ich ahne furchtbare Satire

in ihnen, hauptsächlich über den Unteroffiziersgeist und den abscheulichen Militarismus, der aus Ihrem Deutschland eine einzige ungeheure Kaserne macht" —?

Jedem Deutschen muß grauen vor dieser Anerkennung, die das Ausland einem angeblich deutschen Blatte spendet. Weit weniger hoch klingt, was Deutsche von dem „Simplicissimus“ zu rühmen wissen. Reinhold Vögels sieht in ihm „ein sehr witziges und geistvolles Blatt,“ Max Klinger „unser bestes deutsches Witzblatt,“ Gerhard Hauptmann „die schärfste und rücksichtsloseste satirische Kraft Deutschlands, deren Existenz durchaus kein Zeichen der Krankheit unseres öffentlichen Lebens ist,“ Maximilian Harden „ein Witzblatt, dem in Europa kaum ein zweites an die Seite zu stellen ist,“ Franz Stuck „das bestillustrierte Blatt der Welt.“ Hans Thoma dankt dem „Simplicissimus“ dafür, „daß er dem gesunden Sinn für Komik, Witz und Humor Nahrung giebt,“ und Franz von Venbach findet zwar die Tendenz des Blattes „dann und wann recht roh und abstoßend,“ dagegen seinen Gedankenreichtum bewundernswert und die Illustrationen oft einzig, bisweilen geradezu großartig, „so daß sie mit Kethel, Oberländer voran in der ganzen Welt dastehen.“

Dieses Lob, das Deutsche dem „deutschen“ Blatte spenden, klingt nicht ganz frei. Es mag doch durch den Gedanken gemäßiget worden sein, daß der „Simplicissimus“ an Unflätigkeiten reich ist, die durch keinen satirischen Zweck entschuldigt werden, und daß alle die Chambreséparéegeschichten keinen verkommenen Menschen, den ihre Satire trifft, bekehren, aber viele Unreife und Unberührte verderben. Aber sie loben doch. Nur Venbach hat den Mut, die Tendenz des „Simplicissimus“ „dann und wann recht roh und abstoßend“ zu finden. Hat denn keiner von ihnen Milch- und Papierläden in München mit diesem Gifte überreich ausgestattet gesehen? Ist kein Menschenfreund unter ihnen, dem der Gedanke gekommen ist, daß alle Freude an künstlerisch vollendeten Illustrationen und geistreicher Satire nicht ins Gewicht fällt gegenüber dem Verderben, das ein Blatt von so zerfetzender Wirkung verbreiten muß, wenn es in Schaufenstern aushängt, zu denen braune Kuchen die Kinder vom Spiele locken, und auf Ladentischen liegt, von denen Schüler Griffel und Tafel, Feder und Hest nehmen? Denn unmittelbar neben Milch und Kuchen und dem Schulbedarf unsrer Kinder liegen die aufdringlich gefärbten, ungeführten Batterienpräparate aus, die man Witzblätter nennt.

Björnstjerne Björnson mag sich freuen, „die kleinen, tapfern Soldaten, die so munter für eine freiere und glücklichere Menschheit kämpfen,“ mehren sich. Seinem „Simplicissimus“ ist ein begeisterter Bundesgenosse im Kampfe gegen Servilität und Heuchelei erstanden. Der neue Kämpfer trägt den vielversprechenden Namen „Die Auster,“ ist erst vierzehn Nummern alt und trotz seiner Jugend schon zweimal konfisziert worden. An Gefährlichkeit kommt das plötzlich aggressiv gewordene Schleimtier — ein Motiv für Thomas Theodor Heine — dem „Simplicissimus“ mindestens gleich, an künstlerischem Werte seines Giftes steht es ihm nach.

Weiter gehe ich nicht in der Schilderung dessen, was die Milch- und Papierläden Münchens der Jugend an Gift bieten. Den Kuchen und den Schulranzen umrahmen außer den besprochenen Zeitschriften noch „Die Grazien,“ „Der Satyr,“ „Das Album,“ „Das kleine Witzblatt“ und andre, lauter Schmutz, der gänzlich des Schimmers von Schönheit und Geist entbehrt, der Blättern wie der „Jugend“ und dem „Simplicissimus“ eine gewisse Daseinsberechtigung verleihe, wenn ihr Verkauf von Schranken umzogen wäre, wie der andern Giftes. Aber auch dieser Schmutz rinnt durch Hunderte von Kanälen ins Volk. Werden diese Rinnen nicht verstopft, so wird in kurzer Zeit des Römers Erzählung von der spätreifen, kraftvollen Germanenjugend fast ganz zum Märchen geworden sein.

Die Lebensmittelpolizei wird in München mit großer Strenge gehandhabt. Die wegen Milchfälschung oder anderer Verstöße gegen die Nahrungsmittelordnung bestraften Geschäftsleute werden durch die Veröffentlichung des Urteils in den Tageszeitungen gebrandmarkt. Rührend ist die Sorge, mit der die Obrigkeit in dieser Hinsicht über dem leiblichen Wohle des Publikums wacht. Zum Beispiel darf, wenn ich recht berichtet bin, in Milchläden kein Obstkuchen verkauft werden, ver-

mutlich wegen seiner die Milch gefährdenden Säure. Aber um den zügellosen Handel mit Gift, der in diesen Läden getrieben wird, kümmert man sich nicht im geringsten. Warum ist dieser Handel frei und in die Hände ungebildeter Frauen gegeben, die von der Gefährlichkeit dieses Treibens offenbar keine Ahnung haben, weil sie sonst ihr Gewissen davon abhielte? Gibt der Paragraph 184 des Reichsstrafgesetzbuchs in seiner jetzigen Gestalt keine genügende Handhabe zur Beseitigung dieses Handels mit dem verderblichsten Volksgift, so ist sie vielleicht aus dem Paragraphen 360 Ziffer 11 zu gewinnen. Nach Riebels Erläuterungen zum Polizeistrafgesetzbuch für Bayern haben deutsche Gerichte schon den Unfugparagraphen gegen die „Veröffentlichung und Verbreitung von Schriften unsittlichen, das Schamgefühl verletzenden Inhalts“ angewandt. Warum läßt man hier vor den Türen der Schulhäuser dieses Gift wuchern? Reicht auch der Paragraph 360 zur Bekämpfung dieses Mißstandes nicht aus, so muß zu diesem Zweck eine eigne, scharfe Waffe geschaffen werden.

Daß der erste Versuch, durch ein Gesetz literarisches und künstlerisches Gift von unserm Volke fernzuhalten, fehlschlug, ist darin begründet, daß er von einer Partei ausging, von der man eher eine Gefährdung der geistigen Freiheit des deutschen Volkes, als ernste Sorge für die Erhaltung seiner Kraft erwartete. Der Ruf des Unternehmers vereitelte das Unternehmen. Aber warum ließ man überhaupt das Zentrum den Ruhm gewinnen, zuerst um die Schaffung eines Schutzgesetzes für unsre Jugend bemüht gewesen zu sein? Und warum läßt man ihm den Ruhm, den einzigen Schritt zu diesem schönen Ziele getan zu haben? Gibt es nicht auch außerhalb dieser Partei Familienväter, die die Reinheit der Kinderherzen zu schätzen wissen und auf einen freien, hellen Blick aus den Augen ihrer Kinder halten, deutsche Männer, die des Tacitus Evangelium von deutscher Art kennen und nicht zur Lüge werden lassen wollen, Nationalökonomien, Historiker, Ärzte, Offiziere, die den Wert der *sera venus* und *inexhausta pubertas* für die Zukunft des Volkes nicht nur mit dem Herzen, sondern auch mit dem Verstande zu messen verstehen und sich nicht scheuen, ihren Namen mit einem der Erhaltung unsrer Volkskraft dienenden Gesetzesvorschlage zu verbinden?

Schleiermachers Monologe. Welcher „moderne“ Mensch hätte Zeit, Bücher zu lesen, die vor hundert Jahren erschienen sind, wenn sie nicht zu irgend einer Fachwissenschaft gehören oder zu den schöngeistigen Erzeugnissen, deren Kenntnis vom Abiturienten gefordert wird! Aber es ist schade, daß Schriften wie die Monologe des großen Religionsphilosophen auf den Kreis weniger Spezialisten beschränkt bleiben. Das Büchlein enthält wunderschöne Gedanken, besonders über Jugend und Alter, ist ein merkwürdiges Sprachdenkmal der Romantik und einer der merkwürdigsten Versuche, das Wesen der Menschenseele und den Sinn des Lebens zu ergründen. Der zweiten Eigenschaft hat der neueste Herausgeber, Friedrich Michael Schiele, durch einen „Index“ Rechnung getragen, der halb Wörterbuch, halb Sachregister ist, der dritten dadurch, daß er die Entstehungsgeschichte erzählt. Ein kritischer Apparat bekundet die Pietät. (Friedrich Schleiermachers Monologe. Kritische Ausgabe. Mit Einleitung, Bibliographie und Index. 84. Band der in der Dürrschen Buchhandlung zu Leipzig erscheinenden Philosophischen Bibliothek; 1902.) Den ersten Keim der Monologe enthält eine Predigt, die der Kandidat Schleiermacher als Hauslehrer des Grafen Dohna in Schlobitten am Neujahrstage 1792 über Psalm 90, 10 (Unser Leben währet 70 Jahre) gehalten hat. Er stellt darin die beiden Forderungen auf: Das Leben muß mir Stoff geben, glücklich zu sein, es muß mir zugleich Veranlassung geben, sittliche Güte zu üben, aber ohne mich zu zwingen. (Wie bescheiden!) Daraus entwickelte er allmählich seine Ethik, die nach dem Herausgeber nicht in Fichte wurzelt, sondern zu diesem, der das Individuum in der allgemeinen Vernunft aufgehen lassen wollte, im Gegensatz steht. Vielmehr seien es Henriette Herz, seine Geliebte Eleonore Grunow und Friedrich Schlegel gewesen, die ihm zur Klarheit

verholfen hätten. Den Kern der gewonnenen Lebensansicht enthalten folgende zwei Stellen im zweiten Monolog: „Mit stolzer Freude denk ich noch der Zeit, da ich die Menschheit fand, und wußte, daß ich nie mehr sie verlieren würde. Von innen kam die hohe Offenbarung durch keine Tugendlehren und kein System der Weisen hervorgebracht: das lange Suchen, dem nicht dies nicht jene genügen wollten, krönte ein heller Augenblick; es löste die dunkeln Zweifel die Freiheit durch die Tat. Ich darf es sagen, daß ich nie seitdem mich selbst verlassen. Was sie Gewissen nennen, kenne ich nicht mehr; es strast mich kein Gefühl, es braucht mich keines zu mahnen. Auch streb ich nicht seitdem nach der und jener Tugend, und freue mich besonders dieser oder jener Handlung, wie jene, denen nur im flüchtigen Leben einzeln und bisweilen ein zweifelhaftes Zeugnis der Vernunft erscheint. In stiller Ruhe, in wechselloser Einsamkeit führ ich ununterbrochen das Bewußtsein der ganzen Menschheit in mir. . . . So ist mir aufgegangen, was jetzt meine höchste Anschauung ist, es ist mir klar geworden, daß jeder Mensch auf eigene Art die Menschheit darstellen soll, in einer eignen Mischung ihrer Elemente, damit auf jede Weise sie sich offenbare, und wirklich werde in der Fülle der Unendlichkeit alles, was aus ihrem Schoße hervorgehn kann. Der Gedanke allein hat mich emporgehoben und gesondert von dem Gemeinen und Ungebildeten, das mich umgibt, zu einem Werk der Gottheit, das einer besondern Gestalt und Bildung sich zu erfreuen hat; und die freie Tat, die ihn begleitete, hat um sich versammelt und innig verbunden zu einem eigentümlichen Dasein die Elemente der menschlichen Natur.“ Schleiermacher hatte gewünscht, seine neue Ethik in einem Roman darstellen zu können, aber nicht die Kraft dazu gefühlt. Schlegel schrieb den Roman der sich auslebenden Individualität, die Lucinde, aber ganz so hatte es Schleiermacher doch nicht gemeint: die Monologe sollten nach Schiele zugleich ein Protest sein gegen diese Verunreinigung seines Lebensideals. Welch ein Abstand zwischen diesem im Kreise der geistreichen Jüdin schwärmenden christlichen Prediger, für den nicht einmal die Philisterwelt, geschweige denn die proletarische Masse existiert, dessen Reden und Schriften sie so wenig verstehen kann wie die von Kant und Hegel, und unsern heutigen politischen, sozialen und inneren Mission treibenden Pastoren, die in „dem Gemeinen und Ungebildeten,“ das sie umgibt, wie in ihrem Lebenselement untertauchen!

Juristendeutsch. „Das Betreten der Anlagen sowie das Herumlaufen-Lassen von Hunden in denselben ist bei Strafe bis 15 Mark für jede Zuwiderhandlung verboten. Der Gemeindevorstand.“ Wo steht das geschrieben? In Krähwinkel oder in Schöppenstedt? Nein, in der weiland Muesenstadt Weimar, ganz in der Nähe des Bahnhofes, sodaß sich jeder ankommende Fremde an dieser Stilblüte erfreuen kann. Ist denn das Deutsch? so fragt man sich unwillkürlich. Deutsch wohl, es sind ja lauter deutsche Wörter, aber es ist ein ganz absonderliches Deutsch, es ist Juristendeutsch von geradezu klassischer Vorbildlichkeit. Aus dem Kanzleijargon in ein vernünftiges Deutsch überetzt würde der Satz etwa so lauten: „Es ist verboten, die Anlagen zu betreten und Hunde darin herumlaufen zu lassen. Jede Zuwiderhandlung wird mit einer bis zu 15 Mark steigenden Geldbuße bestraft.“ Aber das ist viel zu schlicht und einfach, so könnte sich ja jeder Primaner, jeder Journalist ausdrücken. Die Sätze der Kanzleisprache müssen etwas Lapidares haben, damit sie gehörig imponieren und beachtet werden. Ein Subjekt und ein Prädikat, dazu eine Reihe von adverbialen Bestimmungen, die mit Hilfe von Präpositionen gebildet werden, es braucht nicht gerade kurz zu sein, aber es muß wenigstens so aussehen. „Das Betreten der Anlagen ist verboten“ ist die für dieses Verbot herkömmliche Formel, also muß auch der zweite Teil des Verbots in dies Schema gezwängt werden, und so kommt dann das nicht nur sachlich, sondern auch sprachlich polizeiwidrige „Herumlaufen-Lassen von Hunden“ heraus. Natürlich darf in einem Schriftstücke, das aus der Kanzlei hervorgeht, und wenn es auch nur

ein Satz ist, das papierne „denselben“ nicht fehlen, und anstatt zu sagen „bei einer Geldstrafe, die bis zu 15 Mark erhöht werden kann,“ oder ähnlich so, heißt es mit juristischer Prägnanz „bei Strafe bis 15 Mark.“ In der Tat eine rechte Warnungstafel nicht sowohl für solche, die es etwa gelüsten sollte, die Anlagen — gemeint sind die Rasenplätze der Anlagen — zu betreten, als für solche, denen es obliegt, Warnungstafeln aufzustellen und ihre Aufschriften zu verfassen.

Neue Sprachdummheiten. 1. Fußfrei. Seit kurzer Zeit bieten die Kleiderhändler unsern Frauen und Mädchen fußfreie Röcke und Kleider an. So vernünftig und erfreulich die Sache ist, die damit bezeichnet werden soll, so unvernünftig ist die Sprachform, in der das geschieht. In den meisten Zusammensetzungen mit frei, die jedem einfallen werden, der sich ein wenig in seinem Sprachvorrat umsieht, bedeutet das Bestimmungswort einfach die Sache, von der eine andre Sache frei ist, und zwar gewöhnlich einen Mangel, etwas Unangenehmes, Störendes. Man denke an fehlerfrei, fieberfrei, staubfrei, zugfrei (ein zugfreier Garten), eisfrei (ein eisfreier Hafen), schulfrei (ein schulfreier Nachmittag — für die Schuljugend ist ja die Schule das Unangenehmste und Störendste, was es geben kann!), das jetzt so beliebte neumodische einwandfrei (für tadellos) und ähnliches. Daß in diese Klasse das Wort fußfrei nicht eingereiht werden kann, liegt auf der Hand. Es gibt ja aber auch Zusammensetzungen mit frei, bei denen das Bestimmungswort in einem andern Verhältnis zu dem Worte frei steht, als bei fehlerfrei. In vogelfrei z. B. drückt das Bestimmungswort eine Vergleichung aus; wer für vogelfrei erklärt wurde, galt für so frei wie der Vogel in der Luft, den jeder wegfangen oder wegschießen durfte. Auch solche Zusammensetzungen gibt es in Menge, z. B. baumlang, riesengroß, feuerrot, eiskalt usw. Unfre Schuljugend nennt einen freien Nachmittag, an dem die Schulstunden wegen großer Hitze ausfallen, hizefrei. Hier gibt das Bestimmungswort den Grund der Freiheit an. Kann fußfrei in eine dieser beiden Klassen eingereiht werden? Unmöglich! So mannigfaltige Verhältnisse auch das Bestimmungswort ausdrücken mag, das Wort fußfrei wird nie einen vernünftigen Sinn bekommen. Der es gebildet hat — doch wohl ein Schneider oder Kleiderhändler —, ist ein unklarer Kopf gewesen. Er hat ausdrücken wollen, daß bei den neuen Kleidern der Fuß kleidfrei bleibe; das hat er einfach herumgedreht und nennt nun das Kleid fußfrei!

Also kann man wohl ein Kleid, das die Füße frei läßt, gar nicht durch ein zusammengesetztes Wort bezeichnen? O, gewiß kann man das, man muß es nur richtig bilden. Wenn ein Schütze beim Schießen Hand und Büchse nicht stützt, sondern frei in der Luft hält, so nennt man das nicht handfrei schießen, sondern freihändig. Auf Weinkarten oder Preisverzeichnissen von Weinhändlern findet man bisweilen zur Charakterisierung einer Weinsorte das Wort vollmundig. Man braucht kein Kenner zu sein, um zu ahnen, was damit gemeint ist. Das Wort enthält zwar einen Verstoß gegen die Lautgesetze, es sollte vollmündig heißen, aber im übrigen ist es grammatisch richtig gebildet, keinem Weinhändler wird es einfallen, einen Wein mundvoll zu nennen. Ein mundvoller Wein — das wäre genau dieselbe Sprachdummheit wie ein fußfreies Kleid.

Jeder Leser und jede Leserin wird sich nun selber sagen können, wie ein Kleid, das die Füße freiläßt, in richtigem Deutsch nur genannt werden kann: es kann nur ein freifüßiges Kleid heißen. Wollen sich unsre Modezeitungen nicht entschließen, die falsche, sinnlose Bildung mit der richtigen, sinnvollen zu vertauschen? Noch ist es Zeit dazu.

(Nachschrift. Aber leider wenig Aussicht, denn schon fängt der Fehler an Nachahmung zu finden: in den fliegenden Blättern empfiehlt eine Münchner Firma ihre handfreien Wettermäntel!)

